

Indische Soziologie zwischen zwei Paradigmen

Ein Bericht über die „All India Sociological Conference“ vom 22.–25. 11. 1969
in Delhi

KONRAD THOMAS

Der Verfasser hat mit einem Minimum an Indienkenntnissen zu Beginn eines einjährigen Aufenthalts diese Konferenz besucht. Ungefähr 350 Soziologen aus dem indischen Kontinent waren anwesend, außerdem einige ausländische Gäste aus Ceylon, USA, England, Frankreich, Tschechoslowakei, der Deutschen Demokratischen Republik und der Bundesrepublik. Man hatte sieben Arbeitsgruppen gebildet

(Panel), die sich nach Bedarf zwei- bis dreimal je zwei bis drei Stunden trafen. Die Themen: 1. Ghandis Beitrag zum indischen Denken und Handeln; 2. Wissenschaft, Technologie und Gesellschaft; 3. Religionssoziologie; 4. Familiensoziologie; 5. Erziehung und Gesellschaft; 6. Soziologische Lehre in Landessprache und 7. Vermischtes („open Panel“). In diesen Arbeitsgruppen wurden etwa 70 Arbeitspapiere „angeboten“, nur zum Teil verlesen, zum Teil auch in Kurzfassung vorgetragen und diskutiert.

Was dem Beobachter im ganzen auffiel, war die Tatsache, daß die „großen Männer“ der indischen Gegenwartssoziologie sich äußerste Zurückhaltung auferlegt hatten. Im Vordergrund stand die – von einem Einzelbeobachter ohnehin nicht erfassbare – Zahl durchweg kleinerer Arbeiten vorwiegend jüngerer Wissenschaftler aus dem ganzen Land, die kompakt dargeboten und durchaus nicht langweilig diskutiert wurden.

Im großen Querschnitt boten die Referate Ergebnisse kleinerer empirischer Untersuchungen (meistens Ein-Mann-Studien), theoretische Erörterungen im weiteren Sinn, Literaturberichte über hier noch unbearbeitete Gebiete und Arbeitshypothesen über mögliche empirische Untersuchungen. Natürlich ist man geneigt, einen „Qualitätsvergleich“ anzustellen, der dann, wenn man vom instrumentellen Raffinement wohlausgestatteter Länder, den zur Verfügung stehenden Bibliotheken, Computern, wissenschaftlichen Mitarbeitern und Schreibkräften ausgeht, leicht negativ ausfallen könnte. Geht man aber von den hier geltenden Bedingungen aus und versucht man, sich aufgrund der Sache angemessener Kriterien ein Urteil zu bilden, so muß das Urteil anders lauten: Im Sinne allgemein üblicher Methoden der Begriffsbildung, Hypothesenbildung, empirischen Auswahl und Durchführung waren die Arbeiten durchaus auf der Höhe des ohnehin nicht so ganz sicher zu definierenden soziologischen Standards auch der „entwickelten“ Länder.

Am ausführlichsten, aber vielleicht auch am problematischsten war die **Arbeitsgruppe über Ghandi**, der auch in wissenschaftlichen Erörterungen als „Ghandiji“ (der verehrte Gandhi) bezeichnet wurde. Es wurde versucht, Ghandi soziologisch zu lokalisieren, so daß bei aller Verehrung kritische Distanz möglich war. Diese Distanz zeigte sich sowohl in Beiträgen, die fragten, welches indische Erbe in ihm verkörpert war – eine Frage, die so eindeutig nicht zu beantworten war – als auch in radi-

kaleren Beiträgen, die nicht nur die Meinung vertraten: Ghandi hat keine Bedeutung mehr, sondern die so weit gingen, ihm reine Mittelklasse-, Händlerkasten-Ideologie nachzuweisen. Der Wunsch hinter dieser Veranstaltung war sicherlich, ein aufgeklärtes Ghandibild als politisches Leitbild zu entwickeln. Aber nur gelegentlich kam einer der wichtigsten Aspekte Ghandis zum Ausdruck: Daß er außerordentlich pragmatisch war und daß eine Summe seiner mündlichen und schriftlichen Äußerungen, die an der Pragmatik mancher Sätze vorbeisieht, eben nur ein Mosaik sein kann, das nicht in Einklang zu bringen ist. Kaum wurde davon gesprochen, daß vieles im „modernen“ Indien, wie besonders die zunehmende „Hinduisierung“, gerade nicht den Vorstellungen Ghandis entspricht.

Ein besonders aktuelles „indisches“ Problem wurde im Panel sechs erörtert: **Soziologische Lehre in der Landessprache.** Die Bewegung in Richtung Landessprache ist ja im Gang. Studenten dürfen z. T. ihre Examensfragen auf Urdu oder Tamil beantworten. Die ersten landessprachigen Textbücher für die Zwischenstufe zwischen High School und B. A. Klassen erscheinen jetzt. Und man muß sich schon Gedanken darüber machen, was nun in der Soziologie vor sich gehen soll. Widerstand gegen diese Entwicklung ist begrenzt. Sei es, daß man diese Entwicklung als einen Trend ansieht, dem nicht zu entkommen ist, sei es, daß man entschiedener Verfechter der Landessprachen ist.

Die Hauptproblematik dieser Sprachfrage für den Soziologieunterricht besteht darin, adäquate Terminologien zu schaffen. Einen wortschöpferischen Individualismus kann man sich eigentlich nicht mehr leisten. Und doch sieht es so aus, als würde eine strenge Kooperation in dieser Richtung angesichts der finanziellen Mittel und der Größe des Kontinents nicht gelingen.

Besonders für den deutschen Beobachter attraktiv war die Idee, daß man Quellen nicht aus der englischen Übersetzung, sondern aus dem Urtext übersetzen sollte, so daß wir dem Tag entgegensehen können, an dem Weber, Simmel, Mannheim und vielleicht auch Dahrendorf (fast der einzige bekannte jüngere deutsche Soziologe) in Telugu und Bengali zu lesen sind. Es wäre eine wissenschaftlich reizvolle und kulturpolitisch nicht unbedeutende Aufgabe, sich dieser Sache offiziell anzunehmen. Auf Einfluß mehr bedachte politische Großmächte bieten hier erstaunliche Unterstützung an! Die jüngere Generation, soweit sie „international“ denkt, legte allerdings den Finger auf eine empfindliche Stelle: Sind denn die Textbücher gut genug, daß man sie übersetzen sollte?

„**Sociology of Education**“ war neben dem Ghandi-Panel in dem Sinne besonders engagiert, als hier vor allem die Lecturer und Reader ihre eigene Situation, ihren Ehrgeiz und ihre Frustrationen als Lehrer soziologisch reflektierten. Die interne Misere des Erziehungssystems eines Landes, das nicht abseits vom internationalen Standard denken darf, kommt in den vorgelegten Arbeiten noch nicht ganz zur Geltung. Aber immerhin: der totale Wandel des Bildes vom Lehrer traditionellen dogmatischen Bildungstyps zum „Instructor“ wirft alles das auf, was einem Lehrer von heute, soweit er noch an einer einigermaßen sinnvollen Funktion interessiert ist, die Situation fast ausweglos erschwert.

Eine Darstellung über die Hintergründe der studentischen Unruhen zeigte die Schwäche bisheriger „empirischer“ Verfahren: als wäre dies nur eine Sache der überfüllten Colleges und der ungünstigen Lehrer-Schüler-Proportionen. Die Frage nach den Inhalten des Unterrichts wird noch ebenso umgangen wie eine kritische

Analyse der Erziehungspolitik, die meint, durch pure Erhöhung der Studentenzahlen Bildungspolitik zu betreiben.

Das „**Technologie-Panel**“ brachte zwar sehr verschiedenartige Beiträge, aber wir können uns auf ein wiederkehrendes Thema beschränken: Innovations-Untersuchungen auf bescheidener Ebene, über Technisierung der Landwirtschaft. Welche sozialen Faktoren beeinflussen die Anwendung technischer Neuerungen? Diese Fragen werden mit einem einfachen empirischen Ansatz auf dem Weg über Korrelationen beantwortet. Hand in Hand mit dem Grad der Mechanisierung gehen danach: Farmgröße, Familieneinkommen, Interesse an Erziehung, Investitionsinteresse, liberale Einstellung zur Kaste. Als nicht-beeinflussend gelten: Alter, Familiengröße, freundschaftliche Beziehungen und Erholungsverhalten. Derartige Untersuchungen werden sich häufen. Die theoretische Fundierung ist nicht besonders tiefgründig, die empirische Durchführung korrekt. Wie auch anderswo angenommen wird, meint man, auf diese Weise Ursachen der technischen Neuerung gefunden zu haben. Ein Blick auf die praktische Lage zeigt die Absurdität: Also werden nur Wohlhabende mit gutem Land, die irgendwoher ein Neuerungsinteresse und ein Investitionsinteresse haben, die Mechanisierung beschleunigen. Warten wir also, bis eine gute Schulbildung die Menschen aufgeschlossen gemacht hat und bis sie genügend Familieneinkommen angesammelt haben; dann geht es auch mit der Mechanisierung voran. Aus derartigen Untersuchungen, die mehr oder weniger auf ein liberales Motivationsideal ausgerichtet sind, läßt sich nichts, aber auch gar nichts an Einsicht über derartige soziale Prozesse, die ja bewußt beeinflusste Prozesse sein sollen, gewinnen.

Damit können wir uns dem Thema dieses Berichts „Indische Soziologie zwischen zwei Paradigmen“ nähern. Wenn wir von Kuhn die Theorie übernehmen, daß jede Wissenschaft einem Paradigma folgt, einem Modell, in dem sich Ziele und Methoden vereinigen, und daß die Weiterentwicklung der Wissenschaften dann „ernsthaft“ wird, wenn mit einem alten Paradigma gebrochen und ein neues aufgestellt wird, dann scheint mir diese Theorie recht geeignet zu sein, die Lage der indischen Soziologie zu charakterisieren. Die indische Soziologie ist nicht in der Lage der deutschen Soziologie nach dem zweiten Weltkrieg, als das makrosoziologisch-theoretische Paradigma durch das mikrosoziologisch-empirische wenigstens vorübergehend abgelöst wurde. Noch ist die indische Soziologie in dem aus der Kolonialzeit stammenden „ethnologischen“ Paradigma der beobachtenden, beschreibenden, statistisch verifizierbaren Analyse kleinerer Strukturen „zu Hause“, durch die sich die zur Zeit führenden Soziologen und Anthropologen wie Srinivas, Dube und S. Sinha einen Namen gemacht haben. Diese „Empirie“ ist durchaus nicht antitheoretisch, wie vor allem Srinivas zeigt. Überall dort in der Konferenz, wo es um derartige Tatbestände ging, befand man sich in einem überschaubaren, kontrollierbaren Zusammenhang. Doch die Übertragung dieses Paradigmas auf „moderne“ Verhältnisse einer Gesellschaft in Bewegung blieb unbefriedigend. Die Wortmeldungen einiger weniger jüngerer Soziologen, die marxistisch orientiert sind, zeigten denn auch das große defensive Entsetzen über einen solchen fremden Einbruch.

Während also die junge Linke kaum in dem Sinne zu Wort kam, daß man mit ihr diskutierte, bewirkte ein anderes Thema ausgesprochene Zustimmung. In den einleitenden Vorträgen sprachen sich der Direktor des Indian Institute of Technology,

Delhi, Dogra, der Präsident der indischen Soziologen, Srinivas, und der Erziehungsminister, Rao, für eine radikale Modernisierung des Standes der Soziologie aus. Dogra, indem er auf die fundamentale Bedeutung einer sozialwissenschaftlichen Ausbildung für Ingenieure hinwies, Srinivas, indem er die untrennbare Einheit des Soziologen als Staatsbürger und Wissenschaftler betonte, und noch radikaler Rao, der die Soziologen aufforderte, etwas mehr über die Soziologie einer sozialistischen Revolution nachzudenken. Diesem Auftakt des Kongresses folgte in den Arbeitspapieren so gut wie nichts. Und als man zum Schluß in einem Podiumsgespräch mit indischen und ausländischen Soziologen das Verhältnis des Soziologen zur gegenwärtigen Welt etwas konkretisieren wollte, zeigte sich die ganze Verlegenheit.

Soll man nichts anderes tun, als brav empirisch zu arbeiten, um sich der Gesellschaft gegenüber nützlich zu erweisen, wie es Ahrensberg (USA) empfahl, oder soll man sich der Empfehlung Gores (Bombay) entsprechend auf wichtige Themen konzentrieren? Soll man versuchen, endlich einen größeren Rahmen für all die Detailkenntnisse zu finden (Desai, Bombay)? Das Bekenntnis zu einer engagierten Soziologie zu Beginn des Kongresses wurde heruntergespielt zu einer freundlichen Ermunterung, doch sich nützlich zu erweisen. Die einzigen ernsthaften Opponenten hier war eine verschwindend kleine Gruppe von „linken“ Soziologen, die mit aller Energie ihren eigenen Lehrern deutlich zu machen versuchten, daß hier doch ein zu billiges Spiel getrieben würde. Aber die „ältere“ Generation war unfähig zur angemessenen Erwidern. Es ist meines Erachtens deutlich, daß das alte Paradigma der beschreibenden Analyse von Dorf und Familie ausgedient hat. Es ist ebenso deutlich, daß für neu auftauchende Fragestellungen dieses Paradigma nicht geeignet ist.

Warum nun ist angesichts dieser Situation die marxistische Gruppe so schwach, zu hilflos, die einzige Gruppe, die von der Malaise wenigstens eine Ahnung hat? Sie ist schwach, weil sie als „unindisch“ gilt, weil sie Kategorien anwendet, die keine Verankerung in der gesellschaftlichen Tradition haben. Da jedermann hier einen „indischen“ Fortschritt möchte, wollen die Soziologen selbstverständlich auch einen indischen Fortschritt in der Soziologie. Man übernimmt von den Soziologien der anderen Länder alles, solange der immer noch mehr unbewußte als bewußte Rahmen der eigenen Gesellschaft nicht gesprengt wird.

So werden von der kleinen „linken“ Gruppe weiterhin sehr kräftige Impulse ausgehen, und sei es nur, daß sie die anderen aus dem Traum vom alten und zugleich neuen Indien aufwecken, aber ob diese Gruppe das neue Paradigma liefern können, bleibt fraglich.

Und wenn wir uns etwas weiter umsehen, so scheint mir im Augenblick kein Land ein solches Paradigma liefern zu können. Die Anwendung soziologischer Verfahren und Ideen aus den entwickelten Ländern ist ein unfruchtbares Verfahren und kann nur eine sich ausbreitende Stagnation zur Folge haben. So bleibt vorläufig für die indischen Soziologen ein Vakuum zwischen zwei Paradigmen, ein Vakuum, das sie gerechterweise mit ihren Landsleuten teilen.